

## Vorwort

Am Anfang standen eine Idee, ein Angebot und eine Gewissheit.

Die *Idee* war, einmal eine ganz andere Blickrichtung einzunehmen und die Identität des Musiktherapeuten unter dem Aspekt der Musikerpersönlichkeit zu betrachten und nicht, wie man es gewohnt ist, unter der des (Psycho-)Therapeuten. Dem waren sofort Skrupel und arbeitstechnische Rationalisierungen beigemischt: geht das überhaupt, kann man etwas trennen, was begrifflich zusammengehört und eine unlösliche Synthese eingegangen ist? Zweifel folgten auf den Fuß, bezogen auf die Frage, ob es denn überhaupt berufspolitisch erwünscht sein könnte, das Augenmerk auf dieses andere Standbein zu richten, hat man doch immer noch genug damit zutun, Musiktherapie als Psychotherapie zu definieren, auszuarbeiten und der Fachöffentlichkeit zu vermitteln.

Das *Angebot* bestand in einer Aufforderung der Hochschule, an der ich zum Zeitpunkt der Entstehung der Idee noch tätig war, Gelder für sog. Forschungskleinprojekte abzurufen, die noch ungenutzt waren. Kleinprojekte – ein ungewöhnlicher Begriff, der eigentlich nur die (bescheidene) Höhe der zu vergebenden Mittel meinte, aber dennoch auf mich ermutigend wirkte, weil er zunächst suggerierte, dass „klein“ auch bedeuten konnte: etwas niedrigerer Anspruch, Einzeltäterschaft, zeitliche Begrenzung, geringere Reichweite der Ergebnisse etc. Wie sehr ich mich mit diesen Konnotationen geirrt hatte, merkte ich erst später.

Die *Gewissheit* bestand darin, dass ich mir über die Wichtigkeit des Themas schon lange im Klaren war, zumindest was meine eigene Arbeit als (damalige) Leiterin eines Musiktherapiestudiengangs anbelangte. Allzu deutlich erinnerte ich mich an all die Not, die bisweilen in den Aufnahmeprüfungen entstanden war, wenn es darum ging, die rein musikalische Befähigung und Eignung der Kandidaten abzufragen bzw. abzu prüfen, Niveau und Qualität hervorzulocken und prognostisch einzuschätzen. Immer wieder tauchten Bilder aus Unterrichtssituationen auf, wo die Studierenden zu mehr musikalischer Freiheit, mehr Ausnutzen ihrer kreativen Potentiale, zu mehr Lust am Musizieren ermutigt werden mussten. Mir fiel auch wieder ein, wie häufig ich beispielsweise in Pausengesprächen oder anderen informellen Anlässen von all den außerordentlich spannenden musikbezogenen Aktivitäten der Studenten außerhalb der Hochschule hörte, die mich deshalb in Erstauen versetzten, weil ich diese offensichtlich sehr fundierten musikalischen Fähigkeiten im Unterricht von ihnen nicht vollständig wahrnehmen konnte, da sie sie dort so nicht zeigten – Anlass genug, um mehr über diese Musikerpersönlichkeit erfahren zu wollen.

Diese Studie basiert auf der Auswertung von acht Interviews mit Studierenden von vier Musiktherapieausbildungen. Ein erstes und herzliches Dankeschön geht an sie, auch wenn sie hier namentlich nicht genannt werden können. Sie nach Abschluss der Auswertung noch Probanden zu nennen, wäre schlicht nicht möglich.

Denn das immer wieder neu geforderte (Rück-)Lesen der Interviews und die intensive Beschäftigung mit dem Material, die durch immer wieder neue Fragestellungen forciert wurde, ließen sie zu hintergründig mitagierenden und sehr vertrauten Menschen werden, ohne dass sie an diesem kommunikativen (P)Akt noch hätten beteiligt werden können – eine merkwürdige, manchmal nicht ganz leichte, weil einseitige Beziehung! Ich danke den acht Studierenden für ihre Bereitschaft und ihr Verständnis für die Notwendigkeit der Arbeit, für ihr Vertrauen und ihre Offenheit, für ihre Lust am Erzählen und ihre ernsthafte Suche nach den eigenen Wurzeln, die auch beschwerliche Prozesse auslöste.

Ein weiterer herzlicher Dank geht an Alois Leenders, Musiktherapeut (MA) und Musikschullehrer. Er war Partner in der ersten Phase des Forschungsprojekts und an der Konzeptionalisierung, inhaltlichen Vorarbeit und an der Auswertung der Einzelanalysen beteiligt. Aus der gemeinsamen Arbeit resultieren fruchtbare Gedanken zu den über die Einzelanalysen hinausgehenden Auswertungs-„Runden“. Seine Überzeugung von der Wichtigkeit des Themas gepaart mit seiner eigenen Persönlichkeit als Musiker-Musiktherapeut waren ein guter Motor für die Weiterentwicklung dieser Arbeit.

Ich danke auch meinen „Gegenlesern“ Monika Nöcker-Ribaupierre, Dorothee von Moreau und Hans Stapelfeld, die sich der Rohfassung des Buches wohlwollend-kritisch angenommen haben und mit ihren sorgfältigen und gezielten Anmerkungen den Anstoß zur letztendlichen, nun vorliegenden Fassung des Textes gaben. Das Gleiche gilt für den Reichert-Verlag, dem aber vor allem der Dank für die Veröffentlichung gebührt.

An wen wendet sich das Buch, wen wünsche ich mir als „geneigten“ Leser? Entstanden im Rahmen eines Forschungsprojekts mit berufsbiografischer Stoßrichtung ist es zunächst ein Forschungsbericht und damit ein Beitrag zur Berufsbiografieforschung von Musiktherapeuten. Von daher könnte es für all diejenigen lesenswert sein, die einerseits an Grundlagenforschung der Musiktherapie und andererseits an diesem Beruf allgemein interessiert sind. Vor allem aber wendet es sich an die Kollegen der in der Studie interviewten Personen im weitesten Sinne, also an zukünftige, werdende oder schon lange „fertige“ und praktizierende oder lehrende Musiktherapeuten und ihr fachkollegiales Umfeld. Denn das feinnervige Aufspüren von Potentialen und Schaltstellen, was die musikalische Entwicklung der interviewten Studierenden anbelangt, kann als Anreiz dienen, auch für sich selbst herauszufinden, wie denn die eigene Entwicklung sich vollzogen hat und ob sie vergleichbare oder auch ganz andere Phänomene aufweist; damit könnte ein Impuls zur Selbstreflexion gegeben sein, der auf einem vermeintlich vertrauten Kontinent potentiell noch unbekannt Landstriche erschließen hilft. So gesehen wendet sich das Buch an „die Szene“ als ganze – und an alle bereits langjährig musiktherapeutisch Tätige insbesondere mit dem Wunsch zu schauen, was denn aus dieser ihrer früheren Musikerpersönlichkeit unter den besonderen Chancen des Berufs geworden ist.